

23.08.2020 | Hannover (gem Gottesdienst) | 11. Sonntag n. Trin.

Lukas 18, 9–14 (Reihe I):

Er sagte aber zu einigen, die überzeugt waren, fromm und gerecht zu sein, und verachteten die andern, dies Gleichnis: Es gingen zwei Menschen hinauf in den Tempel, um zu beten, der eine ein Pharisäer, der andere ein Zöllner. Der Pharisäer stand und betete bei sich selbst so: Ich danke dir, Gott, dass ich nicht bin wie die andern Leute, Räuber, Ungerechte, Ehebrecher, oder auch wie dieser Zöllner. Ich faste zweimal in der Woche und gebe den Zehnten von allem, was ich einnehme. Der Zöllner aber stand ferne, wollte auch die Augen nicht aufheben zum Himmel, sondern schlug an seine Brust und sprach: Gott, sei mir Sünder gnädig! Ich sage euch: Dieser ging gerechtfertigt hinab in sein Haus, nicht jener. Denn wer sich selbst erhöht, der wird erniedrigt werden; und wer sich selbst erniedrigt, der wird erhöht werden.

Im Urlaub, **liebe Gemeinde**, habe ich die drei bisher erschienenen schleswig-holsteinischen Förde-Krimis von Bengt Thomas Jörnsson gelesen. Darin spielt ein etwas kauziger Kommissar namens Paul Beck eine der Hauptrollen. Und dieser Paul Beck hat ein Lieblingsgetränk, das den wenig schönen Namen „Tote Tante“ trägt und einen Mix aus warmem Kakao und Rum mit einer schönen Haube aus Schlagsahne darstellt. Die „Tote Tante“ ist, so weiß ich jetzt, eine Schwester des „Pharisäers“. Den stellt man nämlich ähnlich her, nur dass statt Kakao gesüßter Kaffee verwendet wird. Das Heißgetränk verdankt seinen Namen dem nordfriesischen Pastor Georg Bleyer, der im 19. Jahrhundert kräftig dem Sittenverfall entgegenwirkte und so auch allen Alkohol in das Reich des Verbotenen verbannte. Bei der Feier nach dem Taufgottesdienst für das siebte Kind des Bauern Peter Johannsen bediente sich die Taufgesellschaft einer List und bereitete das eben beschriebene Kaffee-Rum-Sahne-Mischgetränk zu. Die Sahnehaube verhinderte dabei, dass der Rum im heißen Kaffee verdunstete und es nach Alkohol roch. Selbstverständlich bekam der Pastor stets einen „normalen“ Kaffee mit Sahne. Dennoch kam er dem Schwindel auf die Schliche. Bei der Ent-

deckung soll er ausgerufen haben: „Oh, ihr Pharisäer!“ Und damit hatte, obwohl eigentlich die, die es getrunken haben, gemeint waren, auch das Getränk seinen Namen weg.

Liebe Gemeinde, den sprichwörtlich gewordenen Pharisäer kennt auch die in diesen Tagen erschienene 28. Auflage des DUDEN-Rechtsschreibelexikons noch und erklärt ihn als *hochmütigen, selbstgerechten Heuchler*. Diese sprichwörtliche Bedeutung geht auf unsere Lukas-Geschichte zur Predigt zurück. Den darin auftretenden Pharisäer hat man wegen seines selbstgerechten und andere Menschen abwertenden Auftretens als Scheinheiligen, als Blender, als Heuchler gebrandmarkt – in dem Wissen, dass bei näherem Hinsehen *kein* Mensch makellos und unfehlbar ist. Außen hui, innen pfui – im Bild der Getränk-Entstehungsgeschichte: außen leckere Sahne und innen der verbotene Rum. Und die Taufgesellschaft: nach außen den Schein wahren, aber sich innen das Verbotene einverleiben.

Liebe Gemeinde, lasst mich ein kleines unerwartetes Plädoyer für den Pharisäer halten – den aus der Lukas-Geschichte! Pharisäer waren angesehene Leute in jener Zeit. Handwerker, Bauern, Kaufleute. Eine Laienbewegung. Aufrechte Menschen, tüchtig, ehrlich, rechtschaffen. Auf solche Leute ist Verlass. Die braucht eine Gesellschaft, wenn sie funktionieren soll. Die haben ihre Steuern pünktlich bezahlt. Die haben gearbeitet. Die haben nicht auf Kosten anderer gelebt. Und sie waren fromme Menschen. Sie nahmen es sehr genau mit den Reinheits- und Speisegeboten Gottes. Sie waren der festen Überzeugung, wenn alle Menschen auch nur einen Tag Gottes Gebote hielten, dann würde der Messias kommen.

Nehmen wir den Pharisäer aus unserer Szene. Er fastet zweimal in der Woche. Dabei war das Fasten als geistliche Übung nur einmal im Jahr Pflicht für die Gläubigen, nämlich in Verbindung mit dem großen Versöhnungstag. Er nimmt es übergenau mit der Abgabe

des zehnten Teils, dessen, was er einnimmt. Da schwingt mit, dass er sogar für das, was er für den täglichen Bedarf kauft, auf die bezahlte Summe gerechnet noch einmal zusätzlich ein Zehntel abgibt, obwohl für Korn, Most und Öl schon der Erzeuger den zehnten Teil abgeben musste. Es ist ihm wirklich ernst, er gibt sein Bestes. So denkt er. Und, liebe Gemeinde, es ist ja nicht so, dass dieser Eifer einfach nur abzustrafen wäre – als würden wir uns selbstgefällig und unsererseits scheinheilig nun aufplustern und den Pharisäer abmeiern. Und kennen wir nicht auch geachtete Menschen mit moralisch hochanständigem Einsatz für die Belange dieser Zeit und Welt und ihrer Schwachen und Ärmsten – Wohltäter und Vorbilder, die mit dem christlichen Glauben aber auch gar nichts am Hut haben?

Unsere Einschätzungen und Beurteilungen gehen so leicht nicht auf. Der Pharisäer hat sich redlich bemüht, Gutes zu tun und dies auch erreicht. Aber unterdessen ist sein äußerlich höchst integriertes Leben aus den Fugen geraten, weil das Vorzeichen dieses Lebens nicht stimmt: Dieser Mann dreht sich nur noch um sich selbst. Selbst in seinem Gebet tut er das: Sein einziges Anliegen ist, Gott zu sagen, was für ein prächtiger Kerl er doch ist, was er alles leistet und wieviel mehr er doch wert ist als alle die, die offenkundig in ihrem Leben versagt haben, mit ihrem Leben gestrandet sind. Er meint, die Sache mit Gott fest im Griff zu haben. Er weiß nicht oder nicht mehr, dass sein ganzes Wohl und Wehe von Gott abhängt, dass der Mensch dringend angewiesen ist auf den menschenfreundlichen, zugewandten, leitenden, schützenden und segnenden Gott. Er weiß nicht oder nicht mehr, wem er all das, was ihm möglich wurde, zu verdanken hat. In seiner Leistungsbilanz kommen die Menschenfreundlichkeit Gott und die Gnade vor dem Recht nicht vor. Sein Leben ist, so gut er äußerlich da steht, gehörig in Schiefelage geraten.

Und wir? Der Pharisäer taugt nicht dazu, ihn pharisäisch abzumeyern. Ich sagt es schon. Er leitet uns an zur Selbstprüfung: Wo schleicht sich in meinem Leben der Gedanke ein, den lieben Gott eigentlich ganz gut im Griff zu haben, ganz gut dazustehen mit dem, was ich so tue und lasse, leiste und aufbringe, abgebe und fördere – und im Übrigen um einiges besser zu sein als die, die gar nicht mehr zum Gottesdienst kommen, als die, die auf Kosten des Staates leben, als die, die gestrandet sind in den Irrungen und Wirrunge ihres Lebens, als die, die es zu nichts gebracht haben, als die, die ... Da steht dieser pharisäische Tropf, und wir fassen uns an unsere eigene Nase und checken nochmal die Abläufe und Gewohnheiten unseres Lebens. Damit hätte er uns einen guten Dienst erwiesen.

Und der Zöllner? Zöllner waren ausgesprochen unbeliebte Zeitgenossen. Sie mussten ihre Zollstation mieten. Was sie über diese Mietzahlung hinaus einnahmen, war ihr Gewinn. So forderten sie für den Durchlass überhöhte Zahlungen. Sie galten als habgierige Abzocker. Der römische Schriftsteller Pollux zählt 39 Schimpfnamen auf, mit denen man Zöllner beleidigen konnte. Dazu kam, dass sie als kultisch unrein galten, also in der Synagoge oder gar im Tempel nichts zu suchen hatten. Sie gingen nämlich in die Häuser, um den Besitz der Familien und ihre finanziellen Möglichkeiten zu berechnen und fassten dabei deren Hab und Gut an. Das machte sie nach den Gesetzen unrein. Mit denen wollte man freiwillig besser nicht zu tun haben.

„Der Zöllner aber stand ferne“, schreibt Lukas. Klar, näher ran durfte er ja auch nicht im Tempel, wie eben erklärt. Aber er kommt so nahe heran, wie es ihm möglich ist. Ansprüche an Gott stellt er nicht. Er hat auch nichts vorzuweisen - nur seine eigene Fehlsamkeit, seine eigene Bedürftigkeit. Die Sehnsucht nach Gott treibt ihn an diesen Ort; ferne von Gott steht er und kommt ihm doch näher. Und

er schlägt an seine Brust; wir sagen: Hand aufs Herz! Jetzt gilt es! Und mit sich vortastender Stimme hält er Gott sein ganzes gebrochenes Leben hin: „Gott, sei mir Sünder gnädig!“

Diese existenzielle Dynamik unseres Lebens vor Gott, dieses atemberaubende Sich-Gott-Nähern erleben wir so eher nicht oder selten, weil wir unsere Abläufe im Glauben haben und Gottes Angebote kennen und in Anspruch nehmen. Aber erneut wahrzunehmen, • wie auch unsere Gottesbeziehung immer wieder Risse erleidet, • wie wir bei Licht betrachtet wie ohne Gott in den Tag hineinleben, • wie wir ganz und gar auf Gott angewiesen sind und mit allen Fasern unseres Seins von seiner seinen Kindern zugesagten und garantieren Gnade und Liebe abhängen, ➡ das kann uns heute aufrütteln, berühren, vergewissern, herzlich erfreuen. Denn Gott lässt um Christi willen seine Zöllner und uns nicht zappeln, sondern auf diesen Offenbarungseid – „Gott, sei mir Sünder gnädig!“ – spricht er sein erlösendes: „Dir sind deine Sünden vergeben. Im Namen Gottes des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Gehe hin in Frieden!“

„Der Zöllner stand ferne“: Liebe Gemeinde, diese Ferne aus unserem Alltag hinein in die Nähe Gottes überbrückt in unseren Gottesdiensten das *Rüstgebet* an dessen Anfang. Wir werden mitnichten künstlich „in den Staub gedrückt“, wie dem Rüstgebet manchmal angelastet wird. Vielmehr werden wir da abgeholt, wo wir herkommen – und hineingeleitet in die Nähe Gottes, der uns herzlich willkommen heißt. Ich nenne das Rüstgebet darum gerne etwas salopp „Fußabtreter“. Nach dieser Predigt wisst ihr, warum. Amen.